

Vorbemerkung

Die Frage, was das Bewußtsein sei, ist noch immer ungeklärt. Das ist alles andere als verwunderlich, denn auf die Seinsfrage, der dann ja auch die Frage nach der Seinsbeschaffenheit, nach dem Wesen des Bewußtseins unterstellt wäre, kann nur grübelnd, nur mit Aussicht auf eine schlechte Unendlichkeit geantwortet werden. Aber auch, wenn man das Problem umlagert auf die Wie-Frage (also: Wie funktioniert oder fungiert das, was so alltäglich als Bewußtsein aufgefaßt wird?), hat man es mit verdeckten ontologischen Implikaten zu tun. Auf eine sprachlich schwer auszuhebelnde Weise ist dann immer noch ein *Etwas* angesetzt, mit dessen Funktion sich die Analyse zu beschäftigen hätte. Sie könnte nur immerfort beteuern, daß es ihr auf das *Was* nicht ankomme, daß es nur die Sprache sei, die dazu nötige, ein Subjekt zu unterstellen, das sich selbst als Objekt behandeln könne, ein *Bewußtsein* mithin, das schon als bloßer Begriff irrwitzige Selbstreferenzprobleme aufwerfe, weil unsere Sprache für *Unjekte* dieses Typs einfach nicht geschaffen sei. Ebendeshalb hat sich eine auf dieses Problem eingespielte »kanonische Phraseologie« entwickelt.¹

Unter solchen Voraussetzungen bietet sich (schon angesichts der unüberblickbaren Textmassen, die zum Wort ›Bewußtsein‹ vorliegen)

¹ | Vgl. zu dieser entzückenden (auch anderwärts einsetzbaren) Formel Schleichert, H., Über die Bedeutung von »Bewußtsein«, in: Krämer, S. (Hrsg.), *Bewußtsein. Philosophische Beiträge*, Frankfurt a.M. 1996, S. 54-65, hier S. 54.

Bescheidenheit an, ins Wissenschaftliche gewendet: strengste Selektivität im Blick auf die Frage, die durch den Rekurs auf Bewußtsein beantwortet werden soll. Die Leitfrage, die allen weiteren Überlegungen zu Grunde liegt, ist die: Wie macht sich Bewußtsein (was immer das *sein* mag) kommunikativ geltend? Und – in Überbietung dieser auf abstraktem Wege vielleicht schnell zu beantwortenden Frage – wie drückt sich, wie prägt sich *individuelles* Bewußtsein kommunikativ aus?

Vor allem diese Erweiterung auf *individuelles* Bewußtsein mag überraschen. Es könnte so aussehen, als ginge es darum, sich einem Trend anzuschließen, der in der Folge der Umstellung des Gesellschaftssystems auf funktionale Differenzierung *Individualität* begünstigt als auszeichnendes Merkmal der modernen Einzelexemplare unserer Gattung. Das kann jedoch nicht gemeint sein, wenn auf der Hand liegt, daß bewußte Systeme sich offenbar einzig mit sozial angeliefertem Zeichenmaterial beobachten können, also gerade nicht als individuelle Individuen, sondern als seltsame Allgemeinheiten, die – aber auch das ist schon sozial induziert – allenfalls auf erzählendem Wege Individualitätsgeschichten bekunden können in der Weise, daß unter unendlich vielen Ereignissen des Lebensganges die Geschichte eines Zustoßens von Begebenheiten herauspräpariert wird, die so nur einem Individuum und nicht anderen Individuen zugestoßen sind – eine Möglichkeit, die in der europäischen Frühmoderne (mit Vorspielen im Hochmittelalter) generiert wird.²

2 | Vgl. nur Weiand, Ch., »Libri di famiglia« und Autobiographie in Italien zwischen Tre- und Cinquecento, Studien zur Entwicklung des Schreibens über sich selbst, Tübingen 1993. Siehe auch Schulze, W., Vorüberlegungen für die Tagung über »EGO-DOKUMENTE«, in: ders. (Hrsg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, S. 17. Vgl. ferner Fuchs, P., Individualisierung im System, in: Kron, Th. (Hrsg.), Individualisierung und soziologische Theorie, Opladen 2000a, S. 69-87. Es gibt Vorspiele dieser Art noch sehr viel früher. Ich denke etwa an die Mumienbilder in enkaustischer Technik (3. Jh. n. Chr.), die uns retrospektiv hoch individualisierend und damit beinahe unglaublich erscheinen. Siehe für Beispiele Pretzell, L., Mumienbildnisse, in: Westermanns Monatshefte 92/12, 1951/52, S. 15-20. Für den Kulturraum des europäischen Mittelalters gilt das Portrait des

Gerade die Individualität des Bewußtseins ist (allem Anschein und einschlägigen Antworten zum Trotz) strittig geworden, seitdem man wissen kann, daß sie sich nicht mitteilen läßt, ohne von Zeichen Gebrauch zu machen, die niemals singulär, niemals idiosynkratisch sein können, ja deren Voraussetzung es ist, verstanden werden zu können, ohne auf ein bestimmtes Individuum angewiesen zu sein.³ In den Zeichen, so könnte man Jacques Derrida paraphrasieren, haust der Tod. Oder anders: Im Moment, in dem es um Kommunikation geht, kommt es systematisch nicht darauf an, welche Individuen (welche Einzigartigkeiten) durch ihre Umwelt ›geschleust‹ werden. Wer sich an Kommunikation beteiligt (und wer könnte dies vermeiden?), kann es nur in der Form der Allgemeinheit, und wenn er (kommunikativ dazu aufgefordert) zu sich selbst, in seine ›Singularität‹ zurückkehren will, ist er bis zum Rand voll mit den Effekten de-singularisierender Kommunikation. Er kann sich seiner Individualität nicht vergewissern, er kann sie sich allenfalls ›sagen‹ lassen – unter sozialen Bedingungen, die darauf Wert legen, unter anderen eben einfach nicht. Und dieses ›Sagen‹ befindet zugleich darüber, wie man sich ausstafieren muß, um als individuelles Individuum zu gelten, ob mit Hinweisen darauf, daß man feine und feinste Unterschiede traktieren kann, ob durch Mode oder modische Modeverweigerung, durch Schweigen oder Reden – wodurch auch immer, aber immer so, daß

Königs von Frankreich, Johann II. (der Gute) als eine der ersten, wenn nicht als die erste individualisierende Darstellung im nicht-religiösen und nicht an Bücher gebundenen Bereich, entstanden um 1360, Schule von Paris, Aus der Sammlung Gagnières 1717, Louvre, R.F. 2490. Zu bedenken ist auch, daß Selbstbeschreibungen im Kontext von kaufmännischen Lebensbilanzierungen zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert abgreifbar werden. Vgl. dazu Brosziewski, A., Lebensbilanzierung und Moral im autobiographischen Schreiben von Kaufleuten und Unternehmern, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 8/2, 1995, S. 170-183.

³ | Vgl. Fuchs, P., Die konditionierte Koproduktion von Kommunikation und Bewußtsein, in: Ver-Schiede der Kultur. Aufsätze zur Kippe kulturanthropologischen Nachdenkens (hrsg. von der Arbeitsgruppe »menschen formen« am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin), Marburg 2002a, S. 150-175.

diese Staffage nur sozial funktioniert, also allgemein und gerade nicht idiosynkratisch.⁴

Individuelles Bewußtsein (so sehr man Individualität und Bewußtsein dem Herkommen nach in eins zu setzen geneigt sein mag), das ist zunächst eine knochenharte Paradoxie für einen Beobachter, der sich darauf kapriziert, die Individualität eines Bewußtseins am oder im Bewußtsein zu suchen. Individuell könnte allenfalls sein, was nicht bewußt, nicht an Zeichengebrauch, nicht an den Import des sozial erwirtschafteten (niemals individuellen) Unterscheidungsressourciers gebunden ist. Es müßte das sein, was sich der Sinnhaftigkeit der bewußten/sozialen Welt entzieht, aber gleichwohl (sonst könnte man nichts davon wissen) irgendwie sich kommunikativ geltend macht.

In aller Vorläufigkeit (denn um ebendiesen Begriff dreht sich die folgende Arbeit) wollen wir dieses Unbekannte *Signatur* nennen – inlosem (ja beinahe spitzbübischem) Aufgriff eines Wortes, dessen sich auch Jacques Derrida bedient. Aber Signatur, das ist nicht einfach nur Zeichnung, Abzeichnung, Unterschrift, sie ist gar nichts ohne die *Gegenzeichnung*, ohne den Ausdruck einer Akzeptanz, die selbst in die Stelle einer Signatur eintritt, die gegengezeichnet werden muß und nur dann eine Signatur gewesen sein wird, wenn sie die Gegenzeichnung einer Gegenzeichnung ist, und wir wollen hinzufügen, daß wir (ebenweil wir die Paradoxie des individuellen Bewußtseins *soziologisch* und rührungsfrei, deswegen ungelähmt ins Auge fassen) wissen müssen, was für Akzeptanz denn durch Signaturen organisiert wird, wenn nicht einfach nur von der alltäglichen Unwahrscheinlichkeit funktio-

4 | Siehe dazu als Studie zu diesem Problem (Japan) Fuchs, P., Die Umschrift. Zwei kommunikationstheoretische Studien, Frankfurt a.M. 1995. Siehe als Diskussion eines Kontrastfalles ders., Die Schrift bricht nicht das Schweigen – oder doch? Anmerkungen zum Schriftgebrauch der Zisterzienser, in: Buchmalerei der Zisterzienser, Kulturelle Schätze aus sechs Jahrhunderten, Katalog zur Ausstellung »Libri Cistersienses« im Ordensmuseum Abtei Kamp, Stuttgart, Zürich 1998a, S. 35-39. Vgl. ferner Aertsen, J.A./Speer, A. (Hrsg.), Individuum und Individualität im Mittelalter (Bd. 24 der Miscellanea Mediaevalia), Berlin, New York 1996. Vgl. auch Fuchs, P., Moderne Identität – im Blick auf das europäische Mittelalter, in: Hahn, A./Willems, H. (Hrsg.), Identität und Moderne, Frankfurt a.M. 1999a, S. 273-297.

nierender Kommunikation gesprochen werden soll. Es ist klar, daß – wenn von Akzeptanz gehandelt wird – die Effekte der Nichtakzeptanz naheliegen, das weite Feld der Psychopathologien und die Sümpfe der Psychotherapien. Vielleicht darf man sagen: Nahebei ist das weite Feld nicht-ignorabler Verzweiflungen. Deshalb schon hier die Warnung, daß über dererlei Dinge nicht harmlos, das heißt: nicht einfach gesprochen werden kann. Im Kontext des Wortes ›Signatur‹ steht nicht nur das Zeichen, die Insignie und (was mir gefällt) der Segen, sondern auch das Schneiden (*secare*) und der Einschnitt, das Eingeschnittene, die Verletzung.

